

Kurze Bilanz

Achtzig Jahre alt zu werden bedeutet für mich alles andere als eine besondere Freude, ein Glück gar, das zu aufwendigen Gratulationen Anlaß geben sollte. Für manche dürfte schon die Zahl der reine Horror sein. Noch mit siebzig, ja mit fünfundsiebzig fühlte ich mich einigermaßen jung und hoffnungsfroh, sprang und radelte neugierig durch die mir vertraute kurpfälzische Landschaft; von Altersfurchen noch kaum eine Spur (oder sie ließen sich erfolgreicher verstecken). Doch nun hat es mich eingeholt, das „fiese Alter“, vor dem schon Sophokles warnte, und die täglich wiederkehrenden Beschwerden wachsen. Auch mein Sprach- und Körpergefühl für diese Vorgänge, für das vom Tod angefressene Leben, wächst. Nächste Freunde leiden an Krebs, an Demenz, an Schlaganfällen. Mir über viele Jahre eng verbundene Dichter sind gerade in den letzten Monaten gestorben. Ich trauere um Arnfrid Astel, Günter Herburger, Gregor Laschen, Ludwig Harig, Oleg Jurjew. Am 8. Juni starb mein fast gleichaltriger Lebensfreund und Geistespartner, der Architekt und Künstler Molli Stichs, von dem ich Wesentliches gelernt habe. Bleiben mir noch mein Urfreund Klaus Müller, mein vielwissender Mit-Stadt-Führer Hans-Martin Mumm sowie Wulf Kirsten, der Weimarer Lyriker. Er ist vierundachtzig und einer der letzten, die alle Texte noch auf einer alten, klapprigen Maschine schreiben. Frühling und Sommer sind diesmal an mir vorübergezogen, ohne daß ich Ausflüge, Wanderungen, gar Reisen unternommen hätte, obwohl das günstige Wetter dazu aufforderte. Das Erscheinen von *Ende des Vogelgesangs* im Juli habe ich über gebrochenen Lendenwirbeln, dicken Wasserbeinen und Darmblutungen kaum wahrgenommen. Hinzu kam der mit Abstand schwerste Brocken: die Erkrankung von Karin, meiner Frau. Das Haus verwahrloste, der Garten wucherte zu. Aber du darfst nicht aufstecken, sprach eine helle Stimme in mir, du mußt weiter Gedichte schreiben und die Erde umgraben, weiter wandern und die Mächtigen provozieren, weiter Heidelbergs geistige Tradition hochhalten. Wie lange noch? Zu all dem Kummer hatte ich auch die Rauswürfe der vergangenen Jahre zu verarbeiten, Zurückweisungen, deren Ursache in keinem Fall meine etwa nachlassenden Fähigkeiten als Autor waren, sondern allein die Tatsache, daß forsche Redakteurinnen und Funktionäre ans Ruder gelangten, die eine ihrer ersten Aufgaben darin sahen (und sehen), Einzelkämpfer wie mich auszumustern. Auf ähnliche Weise hatte ich bereits 2011 das *Künstlerhaus Edenkoben*, tatsächlich meine „zweite Heimat“, als Auftrittsort verloren, dazu die von mir herausgegebene Buchreihe *Edition Künstlerhaus* nach insgesamt 33 Bänden. Alles sollte wie selbstverständlich aussehen und als unausweichlich hingenommen werden:

Das wirst du doch einsehen, nicht wahr?

Auch Zeitungen und Rundfunkanstalten teilten mir irgendwann floskelhaft mit, auf meine Arbeitskraft künftig verzichten zu wollen. 2018 war nach neunundvierzig Jahren beim *Saarländischen Rundfunk* für mich Schluß, und damit auch mit der „Zeitschriftenlese“, die ich, zeitweise im Wechsel mit Michael Braun, vierzig Jahre lang betrieben habe. Es gibt nun in ganz Deutschland keine regelmäßige Reflexion über literarische Zeitschriften mehr. Daß uns ein öffentlicher Sender über so viele Jahre hin überhaupt einmal im Monat fünfzehn Minuten lang frei und völlig unzensiert zu Wort kommen ließ, war allein den uns freundschaftlich verbundenen Redakteuren Arnfrid Astel und Ralph Schock geschuldet.

Das sind nur Beispiele aus einer Vielzahl von Niederlagen, Erniedrigungen, die nicht nur *alte* Schriftsteller beim öffentlichen Wurstschnappen erfahren, und ich befürchte, ja ich weiß, anderen wurde weit übler mitgespielt, zumal ich mich meist am Rand des Betriebs aufgehalten habe, in Nischen, und die Machtzentren, soweit es ging, mied. Ich erwähne dies auch nur, um die naive Euphorie zu konterkarieren, die selbst bei mir momentan aufkommen könnte, wenn man mich mit lokalpolitischem Eifer als einen „um Heidelberg hochverdienten Poeten, munteren Greis und Großvater“ anpries. Die wenigen öffentlichen

Geburtstagsfeiern, an die ich mich erinnere, etwa für Hilde Domin, erschienen mir immer wie ein vorweggenommenes Totengedenken, was indes der oder die Gefeierte nicht zu bemerken schien. Man vermeidet es bei solchen Gelegenheiten, Fragen zu stellen, etwa: Was hat dieser Autor wirklich geleistet? War er nur ein liebenswertes Lokalphänomen? Was hat er auf regionaler Ebene erreicht? Ist sein Werk oder sind wenigstens einige seiner Bücher in Deutschland überhaupt angekommen? Hat er die nationale, hat er die abendländische Kultur auch sprachlich bereichert? Hat er wenigstens Unruhe gestiftet, den Zeitgeist blamiert? Hat er über das Altwerden, das Sterben, das Nachleben nachgedacht? Hat er das Gespräch mit den Lebenden und vor allem mit den Toten intensiv genug geführt?

Ich habe in der Tat viel (aber nicht ausschließlich) über Heidelberg geschrieben, vermutlich mehr und - aufs ganze gesehen - auch substantieller als irgendein anderer Autor der jüngsten Zeit. Doch sind mir, trotz eingestandener Eitelkeit, Geburtstage und Ehrungen schon als Kind peinlich gewesen, und ich neige dazu, mich – einer guten alten Redensart folgend – in die Büsche zu schlagen. Als Beleg mag mein frühes Gedicht „Mein 40. Geburtstag“ (aus dem Band *Die Rückkehr der Schwäne*) dienen, worin eben diese panische Fluchtbewegung festgehalten ist:

*plötzlich
heben sie mich auf die Schultern, werfen mich
hoch, happy birthday, sie lachen
wie sich mein Körper verkrampft, die Frauen
vom Verlag küssen mich, und
verdrück dich ja nicht, sagen sie
wir feiern jetzt deinen Geburtstag!
Sekt wird geholt, sie bewachen meinen
Mantel, die Tür, nackt
steh ich da...*

Irgendwann gelingt dem lyrischen Ich die Flucht hinaus in die Nacht, wo es sich im Dauerregen befreit fühlt von den Zumutungen des Kulturbetriebs. Das Gedicht, entstanden 1978, steht am Anfang der Geschichte des von mir so getauften *Wunderhorn Verlags*. Andererseits könnte es für einen alternden Poeten doch auch beglückend sein, überhaupt wahrgenommen und ein wenig geehrt zu werden für sein einsames, mehr oder weniger dunkles Tun, denn ganz und gar übersehen oder offen mißachtet zu werden, hält keiner, ohne Schaden zu nehmen, ein Leben lang aus – obwohl es doch, jenseits der Kunst, noch ein anderes Dasein mit Freunden, vor allem mit Kindern und Enkelkindern gibt, jedenfalls für mich.

Im Jahr 1982 schrieb Ulrich Greiner in der ZEIT, ich sei einer, der „nie einverstanden war mit Heidelberg und der doch die Stadt närrisch“ liebe. Welches Heidelberg ist hier gemeint? Das alte, mehrmals in Kriegen untergegangene, das „romantische“, das bis in meine Weststadt-Kindheit zu reichen scheint, das linksradikal gestimmte um 1968 oder das heutige – wie mir vorkommt – oberflächlich bunte? Für einen jungen Menschen, der aus seiner Isolation heraus versuchte, am Theater zu reüssieren, und seine ersten, etwas holprigen Gedichte und Essays schrieb, war Heidelberg um 1960 vermutlich der falsche Ort. Ich glaubte hier nur provinzielle Enge vorzufinden, ein „kulturelles Dorf“, einen spießig-verschlafenen Kunstbetrieb, ein seiner Bedeutung allzu gewisses Feuilleton, das einen hochmütigen Jüngling wie mich klar abwies. Und ich ahnte auch schon: Wollte ich literarisch etwas erreichen oder gar bewegen, mußte ich den Umweg über die Metropolen und die wirklich wichtigen Publikationsorgane (etwa das *Kursbuch*, die ZEIT, die *Frankfurter Rundschau*, *Theater heute*) einschlagen, um von dort aus wieder in meine Heimatstadt zurückzufinden. „Nichts soll sich ändern“ war der bewußt unpolitische Leitspruch eines weltfernen Poeten, der wider alle Erfahrung an seiner romantischen oder Stifterschen Utopie festhalten wollte, nämlich der, daß alle, die ich einmal kannte und liebte, also auch bestimmte Tiere und besonders die Toten, im Schein der Küchenlampe

wieder zusammenkommen. So etwa lautet das Programm der Poesie, so klingt für mich die Poetik des Märchens. In der sogenannten Wirklichkeit verändert sich ständig alles und der angebliche Fortschritt, das ökonomische Wachstum trampeln blind voran – nur ich Abseitssteher sollte davon bis ins hohe Alter unberührt geblieben sein? Ein Rebell gegen jede Mehrheit, die zur Macht gekommen ist, gegen alle Denkverbote des meinungsbildenden Feuilletons, gegen den Konsens der „Mitte“, gegen das „Wir“, gegen die manierlichen Mitläufer des Zeitgeists, die stets politisch Korrekten, die Sprache und Denken verhunzen: Politschwätzer, „Kulturschaffende“ (grausiges Wort), Hand- und Kopflanger – von den miesen kleinen Wadenbeißern gar nicht zu reden...

Michael Buselmeier, Sinn und Form, Heft 2, März/April 2019